Jugend im Volk

Beilage der Deutschen Rundschau in Polen | 19. 12. 1937 | Nr. 51

Thomas Carlyle:

Männer und Helden.

„Heldenverehrung“, wenn Ihr wollt, — ja Freunde, vor allen Dingen aber dadurch, daß wir selbst heroischen Gemüts sind. Eine ganze Welt voll Helden, nicht eine Welt voll Toren, in welcher kein Heldenkönig regieren kann — das ist es, wonach wir trachten! Wir für unsern Teil wollen alle Neidrigkeit und Lügenhaftigkeit von uns abtun; dann können wir hoffen, Edelsteinen und Wahrhaftigkeit über uns herrschen zu sehen, eher aber nicht.

*

Es steht geschrieben: Wenn wir selbst Knechte sind, so gibt es keinen Helden für uns. Wir kennen den Helden nicht, wenn wir ihn sehen — wir halten den Scharlatan für einen Helden.

*

Es ist unsere erste Pflicht, die Furcht zu unterdrücken. Wir müssen frei von ihr sein, sonst können wir nicht handeln. Unsere Taten sind sklavisch, nicht wirklich, sondern lauter Schein; ja, unsere Gedanken sind falsch, wir denken, wie Sklaven und Feiglinge, bis wir die Furcht unter unsere Füße gezwungen haben. Wir sollen und müssen tapfer sein, vorwärts schreiten, uns männlich freimachen, — in dem gelassenen Vertrauen, von höheren Mächten berufen und erwählt zu sein, — und uns nicht fürchten, soweit einer die Furcht besiegt, so weit ist er ein Mann.

*

So viele Menschen, als es in einer Nation gibt, welche die unsichtbare Gerechtigkeit des Himmels überhaupt sehen können und wissen, daß sie auch auf Erden allmächtig ist, so viele Menschen gibt es auch, welche zwischen einer Nation und ihrem Untergang stehen. So viele und nicht mehr, die himmlische Allmacht sendet neue und immer neue, die wenigstens alle mit Herzen von Fleisch und nicht von Schein geboren sind, — und das schwere Unglück selbst, einst schwer genug, wird sich als Lehrer erweisen!

*

Hunger und Blöße, Gefahren und Schmähungen, Gefängnis, Kreuz und Giftbecher sind in den meisten Zeiten und Ländern der Marktpreis gewesen, den die Welt für Weisheit geboten, und der Willkommen, womit sie die begrüßt, welche gekommen sind, sie zu erleuchten und zu reinigen. Homer und Sokrates und die christlichen Apostel gehören der alten Zeit an, aber die Märtyrologie der Welt war damit nicht geschlossen. Roger Bacon und Galilei schmachten in den Kerkern der Geistlichkeit, Tasso härmt sich in der Zelle eines Irrenhauses, Camoes stirbt bettelnd auf den Straßen von Lissabon, so vernachlässigten, so verfolgten sie die Propheten an allen Orten, wo es Menschen gegeben hat.

*

Ehre den kleinen Minoritäten, sofern sie echt sind. Ihr Kampf ist manchmal schwer, jedoch immer siegreich, wie der Kampf der Götter. Tankred von Hauteviel's Söhne eroberten vor etwa 800 Jahren ganz Italien, faßten es in organischen Massen zusammen, in einer Art lebendiger Gliederung; sie gründeten Throne und Fürstentümer. Diese Normannen waren 4000 Mann stark; Italien, das sie im offenen Kampf unterwarfen, und nach ihrem Willen einteilten, mochte acht Millionen zählen; ebenso großgebaute schwarzbärtige Leute, wie jene. Wie kam es, daß die kleine Minorität der Normannen in diesem anscheinend hoffnungslosem Kampf siegte? Im wesentlichen ohne Zweifel dadurch, daß sie im Recht waren, daß sie in einer unklaren, instinktiven, aber echten Weise einem himmlischen Befehl folgten, und als der Himmel entschied, daß sie siegen sollten. Dazu kam, — das sehe ich deutlich, — daß sich die Normannen nicht fürchteten und bereit waren, nötigenfalls für ihre Sache zu sterben. Bedenkt das: Ein solcher Mensch gegen tausend andere! Die kleine Minorität verzweifle nicht! Das ganze Weltall steht hinter ihr, und eine Wolke unsichtbarer Zeugen schaut auf sie nieder.

Aus: „Arbeiten und nicht Verzweifeln!“

Herderpreis für Dr. Kurt Lück.

Am Sonnabend, dem 18. Dezember, abends um 8 Uhr, wird Dr. Kurt Lück-Posen, der sich zur Lebensaufgabe gemacht hat, die in den vergangenen Jahrhunderten entstandene falsche Vorstellung vom geschichtlichen Sinngehalt der deutsch-polnischen Nachbarschaft auf eine wahre, streng wissenschaftliche Grundlage zu bringen, in Königsberg für seine neuesten volkskundlichen Arbeiten mit dem Herderpreis der Johann Wolfgang Goethe-Stiftung ausgezeichnet. Die Überreichung des Herderpreises erfolgt durch den Rektor der Königsberger Albertus-Universität, Professor von Grünberg. Die Feier wird von zwei Sätzen aus einem Trio und Chören von Johann Friedrich Reichardt umrahmt, die unter Leitung des Universitätsprofessors Dr. Engel zum Vortrag gebracht werden. Der Preisträger Dr. Kurt Lück wird einen Vortrag über „Die Nachbarschaft der deutschen und der polnischen Sprache als ein psychologisches Problem“ halten.

Dr. Kurt Lück ist ein Sohn des Netzegaus; er wurde am 28. Dezember 1900 im Kreise Kolmar geboren. Seine Studien begann er an der Universität Breslau, wo er im Januar 1924 zum Dr. phil. promovierte. Seine Doktor-Arbeit behandelte das Thema: „Der Bauer im polnischen Roman des 19. Jahrhunderts“. Noch zwei weitere Jahre studierte er dann an der Universität Posen. In dieser Zeit wurde er Mitbegründer des Vereins Deutscher Hochschüler in Posen, dessen Leiter er wurde. Seiner maßgeblichen Mitarbeit ist auch die Entstehung der Vereine Deutscher Hochschüler in Warschau und Krakau zu verdanken.

Dann begann für Dr. Lück eine Arbeitszeit, die bald reiche, wertvolle Früchte bringen sollte. Anschließend an seine Studienzeit in Polen begab er sich nach Wolhynien, betraut mit der Aufgabe, den in Bedrängnis geratenen deutschen Kolonisten Berater und Helfer zu sein. Drei Jahre währte dieser ehrenvolle Auftrag der deutschen Volksgruppe; doch auch dann kam Dr. Lück von dem einmal gefundenen, so schwierigen aber gerade darum so fesselnden Arbeitsgebiet nicht los. Aus der glücklichen Vereinigung von rein wissenschaftlicher und praktischer Volkstumsarbeit erwuchsen seine ersten Werke, wie es überhaupt kennzeichnend ist für seine Bücher, daß sie stets aus der praktischen Arbeit und der Wirklichkeitserkenntnis heraus entstanden sind. Das Ergebnis dieses unermüdlichen Schaffens im Osten Polens waren mehrere Arbeiten über die deutschen Siedlungen in Wolhynien und im Cholmer und Lubliner Land: Karasek-Lück: „Heimatbuch der Deutschen in Wolhynien“, Plauen 1929; Lück: „Die deutschen Siedlungen im Cholmer und Lubliner Land“, Plauen 1933. Bei diesen Büchern handelt es sich um die ersten Darstellungen der beiden fast vergessenen deutschen Siedlungsgebiete im Osten Polens. Weiter erschien von Lück-Klatt das Liederbuch: „Singendes Volk. — 100 Volkslieder aus Kongreßpolen und Wolhynien“, Posen 1935, die erste, mit Noten herausgegebene, für das praktische Singen gedachte Liedersammlung der niederdeutschen Siedlungsgebiete in Polen.

Seit dem Jahre 1934 ist Dr. Kurt Lück Leiter des Deutschen Büchereivereins für Posen-Pommerellen, der Zentrale für die kulturelle Arbeit in diesen Gebieten. Im Jahre 1934 erschien seine große Arbeit: „Deutsche Aufbaukräfte in der Entwicklung Polens — Forschungen zur deutsch-polnischen Nachbarschaft im ost-mitteleuropäischen Raum“ — ein Werk, das selbst von polnischen Kritikern durchaus positiv bewertet worden ist. Während im polnischen Volk die falsche Vorstellung verbreitet war, daß die deutsche Volksgruppe in Polen von den Teilungsmächten geschaffen wurde und eine Angelegenheit des deutschen „Drangs nach Osten“ darstellte, zeigt Lücks Werk mit wissenschaftlicher Gründlichkeit und Zuverlässigkeit, daß Deutsche auf Grund der polnischen Einwanderungspropaganda ins Land gerufen und gelockt worden sind, und daß ihre gewaltigen Leistungen aus der polnischen Kulturgeschichte nicht wegzudenken sind. Vor allem weist Lück nach, daß die polnische Ostposition sich Jahrhunderte hindurch immer wieder deutscher Kulturgüter und deutscher Menschen bedient hat, um dem Ansturm des Ostens trotzen zu können. Eine zweite, erweiterte Auflage dieses bereits vier Monate nach seinem Erscheinen vergriffenen Werkes steht bevor.

Um die seelische Grundlage der Nachbarschaft der beiden Völker kulturgeschichtlich darzustellen, zu erklären und Wege für ein besseres Verstehen zwischen der deutschen und der polnischen Nation zu weisen, gibt Lück schon in nächster Zeit ein seit 10 Jahren vorbereitetes Werk heraus: „Der Mythos vom Deutschen in der polnischen Volksüberlieferung und Literatur“, als zweite Folge der „Forschungen zur deutsch-polnischen Nachbarschaft im ost-mitteleuropäischen Raum“.

Neben seinem Amt als Vorsitzender der Ortsgruppe Posen der „Deutschen Vereinigung“ hat sich Dr. Kurt Lück auch als Geschäftsführer der „Historischen Gesellschaft“, als Herausgeber der „Deutschen Blätter“ und des „Deutschen Heimatkalenders“, als Vorstandsmitglied des Kantvereins und anderer Organisationen in den Dienst von Volk und Heimat gestellt.

Wir sind als seine Landsleute und Mitarbeiter stolz auf seine Leistungen und beglückwünschen ihn von ganzem Herzen zu der hohen Ehrung, die ihm heute in der Aula der ehrwürdigen Albertus-Universität in Königsberg zuteil wird.

Die goldenen Boote von Jütland.

Altgermanische Schiffe auf bewegter Flut.

Von Dr. Fr. A. Kerrl.

Eine von allem Fremden faszinierte und für deutsche, germanische Art fast blinde Geschichts- und Kulturwissenschaft erzählte uns früher wohl von seefahrenden Griechen und Römern, die das Mittelmeer „mit ihren Kielen durchfurchten“, lehrte vor allem, daß die Phönizier die hervorragendsten Seeleute des Altertums, gewissermaßen die Begründer der Seefahrt im eigentlichen Sinne gewesen seien und berichtete staunend von deren Fahrten an den atlantischen Küsten Afrikas und Europas entlang. Daß auch Germanen für die Seefahrt in Betracht kamen, wurde nicht erwähnt. Da haben uns nun Vorgeschichte und Spatenwissenschaft gründlich eines Besseren belehrt.

Man fand an den Felsen der südschwedischen Landschaft Bohuslän Zeichnungen, deren älteste noch in die Steinzeit, die übrigen in die Bronzezeit gehören. Sie zeigen religiöse Symbole, Männer, Wild, Haustiere, Pflüge, Schlitten — und Schiffe, immer wieder Schiffe, und zwar nicht etwa primitive Einbäume, sondern hochbordige, mit Ruderern besetzte Fahrzeuge, deren Vorder- und Hintersteven sich in stolzem Schwung aufwärtsbiegen und den Wogen die gewölbte Brust darzubieten scheinen. Und selbst ein Segel ist auf ihnen angedeutet. Das beweist, daß schon die in der Steinzeit lebenden Urgermanen Seefahrt und Schiffbaukunst kannten, und daß letztere schon eine beachtliche Höhe aufwies. Rasiermesser der Bronzezeit zeigen die kunstvoll eingeritzten Bilder von Schiffen, die Kiel, Steuer, Spanten, Reeling, Ruderbänke, Mast und Segel aufweisen, also offenbar seetüchtige, nicht nur für Küstenschiffahrt, sondern auch für Fahrten auf hoher See befähigte Fahrzeuge waren. Und eine glückliche Fügung ließ uns auf der Insel Alsen ein wirkliches Schiff aus der Zeit um 500 v. Chr. finden, das 14 Meter lang, 2 Meter breit und 60 Zentimeter tief ist, und ein zweites Schiff wurde ausgegraben bei Nydam auf der Halbinsel Sundewitt, das 23 Meter lang, $3\frac{1}{4}$ Meter breit und $1\frac{1}{4}$ Meter tief ist. Während das erste aus Ahornholz gearbeitet war, besteht das zweite aus festen Eichenplanken, die mit Tausenden von Nieten verbunden und durch Wollfaser und eine teerartige Masse gedichtet sind. Und da aller guten Dinge drei sind, so fand man in Jütland wundervoll gearbeitete kleine Goldboote, gleich drei ineinander geschachtelt, offenbar Weihegaben, die man aus religiösen Gründen geschaffen und der Gottheit geweiht, vielleicht auch einem kühnen Seefahrer ins Grab mitgegeben hatte. Sie stammen auch aus der Zeit um 500 v. Chr.

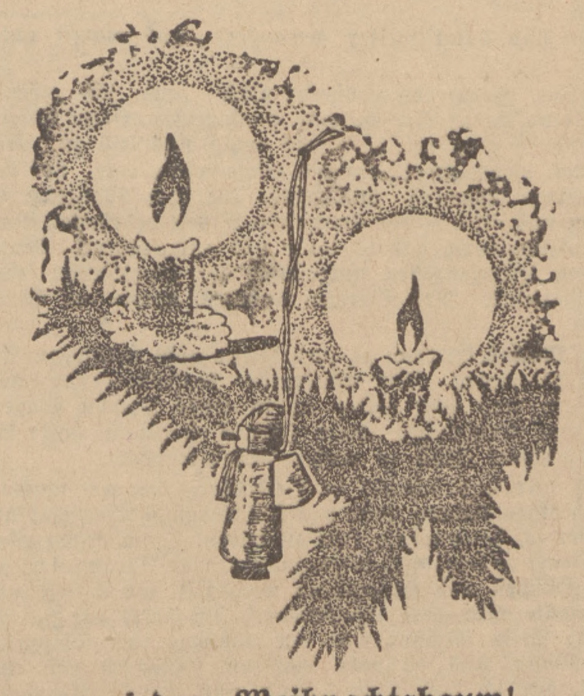
Und wenn uns diese Beweise noch nicht genügen sollten, so kommt uns die Sprachforschung zu Hilfe und sagt uns, daß schon die altgermanische Sprache Worte wie See, Flut, Woge, Strand, Klippe, Haff, Hafen, Kiel, Schiff, Steven, Bord, Steuer, Mast, Segel als eigenwüchsige Erzeugnisse in ihrem Sprachschatz enthält — während in den übrigen indogermanischen Sprachen diese Wörter fehlen!

So war das Volk der Urgermanen das erste indogermanische Seefahrervolk, und nicht nur die Lage seiner Heimat an Ost- und Nordsee, sondern vor allem rassisch-charakterliche Anlagen trieben es unwiderstehlich hinaus aufs Meer.

Mag nun auch zunächst das ruhige Wasser eines Teiches, eines kleinen Sees, dann das bewegte Wasser des Flüßchens, des Flusses, schließlich des Stromes zur Herstellung der ersten „Einbäume“ geführt haben, sehr bald muß der immer kühnere Wagemut die Küstenbewohner gedrängt haben, den Kampf mit den Wogen des Meeres aufzunehmen. Und hielt man sich zunächst wohl in der sicheren Nähe der Küste oder doch so, daß man sie in Sicht behielt, so dauerte es doch nicht lange, bis man sich aufs offene Meer hinauswagte und am Tage seinem Richtungssinn vertraute, wenn die Sonne nicht den Weg wies, in der Nacht aber „seinem guten Stern“ folgte, — denn sehr früh schon haben unsere Vorfahren begonnen, den Himmel zu beobachten und den Stand und die Bewegung der Sterne zu verfolgen.

Wenn nun auch die Wanderlust, der Drang in die Ferne, das Sehnen nach Erlebnis und Abenteuer, die heldische Freude am Bestehen von Not und Gefahr die innere Triebfeder für die Lust an der Seefahrt waren, so wirkten doch auch andere, äußere Umstände mit, die Seefahrt zu beginnen und immer mehr zu entwickeln. Einmal, wie auch bei den Landwanderungen, die Landnot, hervorgerufen durch Übervölkerung oder durch Natur-

Der Nothilfs-Weihnachtsmann



an jedem Weihnachtsbaum!

katastrophen wie Sturmfluten und Überschwemmungen, die ganze Landstriche entweder hinwegrissen oder für Besiedlung und Bodennutzung unbrauchbar machten, und andererseits die Suche nach Verbindung mit anderen Stämmen oder Völkern zum Zweck des Handels

Hat der eine Anlaß zu Fahrten nach England, Frankreich, Schottland, Island und Grönland geführt, so ließ die zweite Ursache Handelswege zur See nach allen nordischen Ländern, aber auch England, Frankreich, Spanien, ja bis in die Mittelmeerländer, nach Nordafrika, nach Ostrom und Westindien entstehen.

Es konnte nicht ausbleiben, daß die wilde Romantik der Seefahrt die Phantasie dichterisch veranlagter Germanen befruchtete, und so sehen wir eine Poesie erblühen, die uns zeigt, wie sehr die Seefahrt das Herz unserer Vorfahren ergriff, wie sie alles, was das Meer betraf, mit tiefem Gemüt erfaßten, und wie Sturm und Wogen ihnen erschienen als von göttlichen Kräften beseelte Gewalten, mit denen im Kampf sich zu messen dem heldischen Menschen eine Lust war.

Im Lied von Sigurds Vaterrache ruft Odin den auf seiner Fahrt in einen Sturm geratenen Sigurd an:

„Wer dort reitet auf Wikingerrossen
Durch bäumende Wogen, brandende See?
Die Renner schäumen, von Schweiß überdeckt;
Dem Sturm widerstehen die Stampfenden nicht!"

Sigurd antwortet:

„Auf den Seebäumen sitzen Sigurds Mannen!
Uns trifft der Sturm zur Todesfahrt!
Die Brandung schlägt brechend den Bord
in Trümmer;
Das Sturmroß stürzt!"

Von Wikingern redet das Lied. Wikinger, diese ihrem tapferen Seekönig auf Tod und Leben verschworenen Gefolgsleute, der Schrecken der Meere durch Jahrhunderte: sie haben die wilde Romantik der Seefahrt bis auf die Neige ausgekostet und den Ruhm altgermanischer Seetüchtigkeit für alle Zeiten in die Sterne geschrieben. Sie haben sich ganz dem Zauber des Meeres ergeben, haben weder dem Zweck des Handels noch dem der Landnahme gedient, ja, sie sind zum großen Teil arge See- und Landräuber gewesen. — Und doch, sie haben trotzdem Großes, zum Teil Größtes geleistet, sie haben Staaten geschaffen und germanischen Geist, germanische Kultur verbreitet in weiten Gebieten Europas und Asiens: nach England, Schottland, Irland, Deutschland, Frankreich, Spanien, Nordafrika, Westasien, Byzanz und Rußland gingen ihre Züge, und wenn sie auch an den meisten Stellen nur „heerten", wie die isländische Sagapoesie es nennt, so haben sie doch staatengründend für Jahrhunderte gewirkt in England, Frankreich Italien und Rußland.

Altgermanische Seefahrt — ein wahrhaft großartiges Bild entrollt sich bei ihrer Schilderung vor unseren Augen, und wir sehen vor uns einen solchen Seekönig, der sich mit Leib und Seele dem schäumenden Meere verschrieben. Nur auf dem Meer wollte ein solcher auch sein Leben enden, und wenn 's ihn nicht selbst im Sturm an sich riß, so befahl er seinen Mannen, wenn der Tod ihn anderswo ereile, ihm in den Wogen ein Grab zu bereiten, wie der Seekönig Scyld im Beowulfliede:

„Für Scyld auch kam die Schicksalsstunde.
Da trugen die Treuen den toten Fürsten
Zum Seegestade, wie er selbst bestimmt.
Und es legten die Mannen den lieben Herrn
Beim Maste nieder mit Hieber und Harnisch,
Mit Kriegswaffen und Kampfgewändern.
Dem Helden im Schoß lag edles Gestein, das
mit ihm
Hinaus sollt' fahren in der Fluten Bereich."

Glaubst Du, daß in dieser Gotteswelt mit ihren wild wirbelnden Strudeln und tollen Schaumozeanen, wo Menschen und Nationen umkommen wie ohne Gesetz und das Gericht über die Ungerechten oft lange aufgeschoben wird, deshalb keine Gerechtigkeit walte? Dies ist es, was der Tor in seinem Herzen sagt. Dies ist es, weswegen die Weisen in allen Zeiten weise waren, weil sie es leugneten und wußten, daß es niemals sein könne. Ich sage Dir nochmals, es gibt nichts anderes als Gerechtigkeit und nur eins ist stark hienieden — das Gerechte, das Wahre.

Thomas Carlyle.



„Wie die Vandalen."

Es gibt Begriffe, die, auf so unrichtigen Vorstellungen sie auch beruhen, sich doch nur schwer aus dem Wortschatz entfernen lassen. Noch immer begegnet man gelegentlich der Bemerkung, daß irgendwelche zerstörerischen Kräfte „wie die Vandalen" gehaust hätten. Die Verbindung des Namens der Vandalen mit dem Begriff der rohen Zerstörungswut, die sich auf die angeblichen Verwüstungen bei der Einnahme Roms durch die Vandalen beruft, ist keineswegs alt, sondern stammt erst aus der Wende vom achtzehnten zum neunzehnten Jahrhundert. Schon lange vor dem Kriege ist gegen dieses Schlagwort angekämpft worden, das ein wahrhaft hochgemutes germanisches Volk mit einem Makel belegt, der ihm gewiß nicht zukommt. Denn von allen germanischen Völkerschaften der Völkerwanderungszeit haben wohl die Vandalen das abenteuerlichste Schicksal gehabt und sich am schöpferischsten bewährt. Sie zogen aus dem Süden unserer engeren Heimat über den Rhein und durch Gallien, gingen um 400 nach der Pyrenäenhalbinsel und wurden 429 von Geiserich nach Afrika geführt, wo ein großes Vandalenreich mit der Hauptstadt Karthago errichtet wurde, das den Römern Trotz zu bieten vermochte. Unter den Nachfolgern Geiserichs zerfiel das Vandalenreich, bis nach kaum hundertjährigem Bestehen des Reiches die letzten Vandalen dem Angriff Kaiser Justinians erlagen und außer Landes geschafft wurden. Dieses betrübliche Ende einer germanischen Reichsgründung in Nordafrika, die auch die Inseln des westlichen Mittelmeeres einschloß, vermag die große Tat eines Volkes nicht zu schmälern, das unter einem starken Führer mit kühnem Griff eine Staatsneuschöpfung am Rande der Wüste hinstellte. Das Wort „Vandale" sollte daher nur als Ehrentitel gebraucht werden.

Winterlicher Trost

Einsam bin ich, wie begraben,
Weißer Schauer flockt ums Dach
Und es sitzen jetzt die Raben
Schwarz wie nie am toten Bach.

Kommt das Herz auch nicht dahinter,
Was so bänglich macht das Nest,
Jedes Jahr bringt halt den Winter,
Aber auch das Weihnachtsfest!

Wilhelm Schussen.

Wolhynischer Volkskalender für 1938.

Soeben ist der Wolhynische Volkskalender für 1938 erschienen, den die Verlagsbuchhandlung „Atlas" in Luck, Sienkiewicza 13. herausgibt und auf den hier empfehlend hingewiesen sei.

Neben dem Kalendarium finden wir sehr gute Bilder aus den deutschen Siedlungen in Wolhynien, Polesien und Galizien. Die Aufnahmen, die auch wie das übrige ausgezeichnete Bildmaterial zum größten Teil von Ernst Sterner-Posen sind, ergänzen vortrefflich den Textteil, den Pastor D Kleindienst mit einem Beitrag „Wurzelstark" einleitet. Unterhaltendes und belehrendes Lesematerial steuerten bei: P. Telle, K. Warmuth, Käthe Schmidt, D. Th. Zöckler, Paul Steinmüller, Friedrich Blunck.

Nicht nur in Wolhynien, sondern auch in den anderen deutschen Siedlungsgebieten in Polen, darüber hinaus jeden Deutschen muß der Teil des Kalenders interessieren, der von dem dortigen Deutschtum berichtet. Man wird gewissenhaft unterrichtet über die zahlenmäßige Stärke des Deutschtums in Wolhynien und über die Entstehung der deutschen Ortsnamen (Walter Kuhn) dort. Aus einem soeben in Buchform erschienenen Tatsachenbericht „Die Flüchtlinge von Wolhynien" von Alfred Krüger ist ein Kapitel abgedruckt das die Leidenszeit dieser Volksgenossen schildert. Ein anderer Beitrag aus dem Buch von Otto Galian „Opfergang bei Luck", schildert von deutsch-österreichischer Seite gesehen die Front in Wolhynien. Drei Erzählungen „Bruder Deußler" hat Dr. Kurt Lück beigesteuert. „Deutsches Leben im Cholmer Land" schildert Ernst Sterner, während einen Besuch bei deutschen Glaubensgenossen in Polesien Rudolf Ziegler wiedergibt. P. R. Henke zeichnet ein Bild von dem Leben in den 75 Jahren des Bestehens des Kirchspiels Rożyszcze, während P. H. Schmidt über „50 Jahre Kirchspiel Tuczyn" schreibt. Einblick in das Leben der deutschen Lehrer Wolhyniens gewährt ein Beitrag von Sigismund Jedan. Den Bericht über die Gemeinden der Diözese Wolhynien erstattet P. D. Kleindienst. Die Genossenschaftsarbeit in Wolhynien schildert Leopold Platenik.

Landwirtschaftliche Beiträge steuert dem reichhaltigen Kalender Dr. F. Scholz bei. Daß auch ein Wandkalender, Tarife, Sprüche und Gedichte nicht fehlen, sei nur nebenbei bemerkt.

Wir wünschen diesem Volkskalender, daß er den Weg auch in die deutschen Häuser unserer Teilgebiete finden möge, damit mehr als bisher auch bei uns Verständnis für das Deutschtum im Osten unseres Landes wachgerufen wird. Mit diesem Verständnis möge die Verbundenheit zu den Brüdern in Polesien, Wolhynien und Galizien wachsen.

mh.

Aus den Wanderjahren eines großen Mannes.

August Horch, einer der bekanntesten und erfolgreichsten Führer der deutschen Automobil-Industrie, hat im Schützenverlag, Berlin, soeben die Erinnerungen seines Lebens erscheinen lassen. Sein Buch „Ich baute Autos" — „Vom Schmiedelehrling zum Auto-Industriellen" — ist nicht nur eine hervorragend geschriebene Geschichte der deutschen Automobil-Industrie, sondern darüber hinaus eine Fundgrube von Anregungen für die Betätigung des Lebenswillens deutscher Jugend. Horch greift in den Erinnerungen bis in seine Jugendjahre zurück und schildert in packender Art, wie er, der Sohn eines bescheidenen Schmiedemeisters in Winningen an der Mosel, den Wanderstab ergriff, um dann nach jahrelangen harten Kämpfen und mühseliger Arbeit die steinigen Stufen des Erfolgs emporklimmen zu können.

Der folgende Auszug aus dem Kapitel über die Wanderjahre August Horchs bildet gleichzeitig auch einen interessanten Einblick in die sozialpolitischen Zustände vor 50 Jahren.

Und nun war ich auf der Wanderschaft.

Es hätte mich nach meiner Lehrzeit keine Minute länger daheim gehalten. Mein Vater freute sich ungemein, daß ich so rasch entschlossen war, in die Fremde zu gehen, er gab mir 20 Mark mit auf die Reise und meinte gemütlich, ich wäre in vierzehn Tagen doch wieder daheim. Vielleicht hat er das gemeint, weil ich, wie ich schon sagte, äußerlich wie ein Knirps ausgesehen habe. Aber er sollte mich kennen lernen.

Mein Herz war froh wie niemals zuvor. Wir zwei, der Hermann Sünner und ich, stiefelten stolz wie die Kater dahin. Wir trugen keine Zunftanzüge, solche hatten nur die Zimmerleute. Sportanzüge gab es damals für uns nicht, also hatten wir unsere gewöhnlichen langen Hosen an und unsere bis oben zugeknöpfte Joppe mit vielen vollgestopften Taschen. Man erkannte in jenen Zeiten die wandernden Handwerksburschen am Felleisen, das sie an einem Riemen angehängt trugen. Schmiede und Schlosser trugen ihre Habseligkeiten in einem Schurzfell aus Leder gewickelt. Andere, zum Beispiel Klempner und Wagner, verstauten ihre Sachen in Tuchrollen.

Jeder von uns hatte ein Hemd im Schurzfell, zwei Paar Strümpfe, etwas Handwerkszeug, und außen aufgeschnallt noch ein Paar Schuhe. In der Faust schwangen wir unternehmend den historischen Knotenstock.

Unterwegs sprachen wir in allen Schmiede- und Schlosserwerkstätten vor, denn es war ja der Sinn dieser Wanderschaft, Arbeit zu suchen und zu lernen. Dieses Vorsprechen geschah in vorgeschriebenen, zunftgemäßen Formen und wurde feierlich vollzogen. Man betrat die Schmiede, ging sofort zum Amboß, stellte sich vor dem Meister auf, legte die rechte Hand salutierend an den Hut und sagte: „Gott grüß Meister und Gesellen!" Der Meister antwortete: „Fremder Schmied?" Darauf hatte man zu erwidern: „Stück davon!" Hatte der Meister keine Arbeit, gab er ein Geldgeschenk. Dann grüßte man, immer vor dem Amboß stehend, und verließ die Werkstatt ruhig und mit gemessenen Schritten.

In Mannheim, unserem ersten großen Reiseziel, bin ich zum schadenfrohen Entzücken meines Kameraden in eine jener großen Schmieden gegangen, in denen die schweren Anker der Rheinschiffe mit der Hand hergestellt wurden. Gleich, als ich eintrat, sah ich sofort, daß man mich für größenwahnsinnig halten mußte. Für diese schwere Arbeit waren Hünen notwendig, und lauter Hünen standen auch herum und schwangen ihre Hämmer. Ich sagte trotzdem meinen Spruch auf, bekam natürlich ein etwas grimmiges Nein vom Meister zu hören, aber als ich mich umdrehte, um wieder zu gehen, blickte ich in lauter lachende Gesichter. Sie freuten sich, einmal einen Dreikäsehoch zu sehen, der den Mut hatte, in einer solchen Riesenschmiede vorzusprechen.

Wir sind dann weiter gewandert und waren guter Dinge.

In den Herbergen größerer Orte fand sich abends immer eine ganze Anzahl von Handwerksburschen zusammen, und es ging meistens sehr ruhig und still zu. Nur manchmal, wenn ein Spaßvogel eingetroffen war, der den notwendigen Schwung aufbrachte, die vom Wandern ermüdeten und oft von der Sorge um Arbeit bedrückten Burschen aufzupulvern, gab es laute und ausgelassene Abende. Vor dem Schlafengehen untersuchte der Hausdiener jeden auf Ungeziefer. Wer Tierchen aufwies, mußte auf Stroh schlafen.

In Mannheim war es uns leider nicht gelungen, Arbeit zu bekommen. Wir wanderten deshalb weiter nach Heidelberg, und dort bekam ich in einer kleinen Wagenfabrik eine Anstellung. Mein Freund Hermann hatte leider nicht soviel Glück, er mußte weiter wandern.

Als wir uns damals in Heidelberg trennen mußten, habe ich einen kleinen Stich des Abschiedsschmerzes empfunden, aber ich hatte wenig Zeit zu leiden. Zum ersten Mal, seit ich aus Winningen weggegangen war, sprang ich mit beiden Händen und Herzenslust wieder in die Arbeit, und sie schmeckte mir ganz wunderbar. Ich hatte es gut getroffen. Mein Meister war ein tüchtiger und fortschrittlicher Mann, und ich habe manchen Handgriff von ihm gelernt, den ich noch nicht kannte, und manche Anregung von ihm bekommen, die mir weiterhalf. Was einen dieser neuen Handgriffe betrifft, so hatte ich zum Beispiel daheim beim Pferdebeschlagen gelernt, den Huf des Pferdes mit einem Stoßmesser zu schneiden und zu putzen. In Heidelberg lernte ich den Huf mit einem gekrümmten Schneidemesser bearbeiten, was für beide Teile, Pferd und Schmied, nur Vorteil hatte. Ich lernte auch viel besser als daheim, wie man die eisernen Reifen der Wagenräder sehr schnell und sehr gleichmäßig anwärmen konnte.

Im August habe ich dann die Arbeit in Heidelberg aufgesagt und bin wieder auf die Wanderschaft gegangen über Bruchsal, Pforzheim, Stuttgart, Ulm und Augsburg nach München. Es ging mir nicht besonders prächtig unterwegs, weil ich mir in Heidelberg nicht viel Reisegeld habe sparen können. Der Lohn war ärmlich gewesen, ich habe 4 Mark in der Woche bekommen und das Essen. Deshalb ist es mir gleich hinter Heidelberg schon mit dem Geld knapp geworden, und ich mußte mit „Fechten" anfangen. Zuerst ist es mir bitter schwer geworden, weil ich darin gar keine Gewandtheit und keine Übung besaß, aber ich bin dann bei „alten Kunden" in die Lehre gegangen und habe auch dieses Handwerk gelernt. In einigen größeren Orten bekamen zwar die wandernden Handwerksburschen ein Ortsgeschenk, das man sich auf dem Rathaus abholen mußte, es betrug 20 bis 40 Pfennig und wurde in das Wanderbuch eingetragen. An dieses Ortsgeschenk aber knüpfte sich eine höchst fatale Bedingung: man mußte dafür mehrere Stunden Holz spalten, Straßen fegen, Steine klopfen oder was sich sonst irgend eine behördliche Person ausgedacht hatte. Solche unliebenswürdigen Ortschaften waren natürlich weithin unter den Wanderburschen verrufen, und besonders die alten Kunden machten mit zerknitterten Gesichtern einen großen Bogen um diese „Raubnester, in denen arme Kunden ausgeplündert werden".

Ich geriet natürlich prompt mit einigen ebenso ahnungslosen Kameraden in Leonberg in ein solches „Raubnest". Wir bekamen unser Ortsgeschenk und mußten dafür auf der Staatsstraße Steine klopfen. Was mich betraf, so ärgerte ich mich nicht im geringsten, im Gegenteil, mir machte diese unbekannte Arbeit sogar großes Vergnügen, indessen meine schwer verstimmten Kameraden das Blaue vom Himmel herunter fluchten und beinahe vor Entrüstung weinten. Manchmal fahre ich heute wieder über einige dieser Straßen, an denen ich vor nun über fünfzig Jahren Steine klopfte, und dann, wenn ich die Stelle wiedererkenne, kann ich mich eines gewissen bescheidenen Stolzes nicht erwehren: an dieser Straße habe auch ich mitgebaut.

Im großen und ganzen ging es mir aber auf der Wanderschaft ganz erträglich. Mit den Ortsgeschenken und mit dem Essen, das man von den Einwohnern erhielt, kam man ganz gut aus, sowohl in Deutschland, als auch in Österreich. Einen leichten Hauch von Hunger trug man natürlich immer mit sich herum, weil man sehr jung und also sehr gefräßig war, aber richtig gehungert haben wir niemals.